



JO
GOODMAN

Wellen
der Liebe

Weltbild

Wird ihre Vergangenheit für immer zwischen ihnen stehen?

Die schöne Alexis Danty hat nur eines im Sinn: Sie will unbedingt Rache für den Tod ihrer Familie üben. Dazu verwandelt sie sich in Alex Danty, Kapitän eines berüchtigten Piratenschiffs. Als sie dem Seefahrer Tanner Cloud begegnet, zieht der charismatische Mann sie gegen ihren Willen in seinen Bann. Die junge Frau lässt jedoch nichts unversucht, um ihre Gefühle für Tanner in Zaum zu halten. Denn sie hat sich geschworen, auf keinen Fall etwas zwischen sich und ihre Rache kommen zu lassen.

Jo Goodman

Wellen der Liebe

Weltbild

Die Autorin

Jo Goodman hat schon etliche erfolgreiche historische Liebesromane verfasst, mit denen sie sich auch in Deutschland eine große Fangemeinde erobert hat. Sie lebt mit ihrer Familie in Colliers, West Virginia.

Die englische Originalausgabe von Wellen der Liebe erschien 1998 unter dem Titel The Captain's Lady

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Joanne Dobrzanski

Published by arrangement with KENSINGTON PUBLISHING CORP., New York, NY USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2002 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Traudi Perlinger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Romancenovelecover

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-238-3

PROLOG

Der kleine Raum war von Schwaden bläulichen Zigarrenrauchs durchzogen. Die anwesenden Herren diskutierten lautstark, gerade so, als wollten sie ihren Argumenten durch Stimmgewalt Nachdruck verleihen. Nur einer in der Gesprächsrunde blieb stumm, ein junger Mann, dessen Haltung und kantig geschnittene Gesichtszüge einen zielstrebigem Charakter vermuten ließen. Allerdings war ihm nicht so recht klar, was die paffenden Herren eigentlich von ihm erwarteten.

Tanner Frederick Cloud hatte das Interesse an der Debatte verloren. Sämtliche Themen waren ihm nur allzu vertraut: zum einen das Scheitern von Thomas Jeffersons Embargogesetz, mit dem die Rechte der Briten und Franzosen beschnitten werden sollten – eine Bestimmung, die der amerikanischen Wirtschaft letztlich ernsthaft schadete und keine Änderung der Politik der europäischen Mächte bewirkte; zum anderen die britische Blockade entlang der französischen Küste, die den Handel mit dem Kontinent gefährdete; dann die drohende Abspaltung der Staaten Neuenglands, falls Präsident Madison eine Kriegserklärung forderte, sowie die unzumutbare Vorgehensweise der Royal Navy, Seeleute von amerikanischen Schiffen zwangsweise zum Dienst auf britische Schiffe zu beordern.

Tanner Cloud, der mittlerweile das Patent eines Kapitäns der US-Marine erworben hatte, wusste aus eigener Erfahrung, was es bedeutete, auf einem britischen Schiff Dienst zu tun. Aber er ahnte immer noch nicht, welches Anliegen die vier Herren in Bezug auf ihn haben könnten.

»... Alex Danty.«

Als der Name fiel, war seine Aufmerksamkeit plötzlich geweckt. Er verlagerte das Gewicht seines sehnigen Körpers und ließ den Blick beiläufig über die Runde schweifen, um festzustellen, ob einer der Anwesenden seine plötzliche Anspannung bemerkte. Senator Howe stand unvermutet auf, um das Fenster zu öffnen, woraus Cloud schloss, Howe habe sein kurzes Zusammenzucken mitbekommen und wolle ihn nun heimlich eingehender beobachten.

Es wäre sinnlos vorzugeben, Alex Danty bedeute ihm nichts; dennoch zog er es vor, weiterhin zu schweigen, wenngleich er der Debatte nun mit neuem Eifer lauschte.

Bennet Farthington sprach gehetzt, strich sich mit einer nervösen Geste durch das weizenblonde Haar und fixierte den Abgeordneten von Rhode Island, Robert Davidson, mit seinen stechend blauen Augen.

»Sie sind verrückt, Robert! Völlig verrückt! Wieso sollte Alex Danty uns helfen? Und welchen Nutzen könnte ein Pirat uns bringen?«

Davidson lachte spöttisch über den Einwurf des jungen Abgeordneten. »Für einen Berater des Kriegsministers sind Sie erstaunlich schlecht informiert, Bennet. Wenn man bedenkt, dass Danty seit achtzehn Monaten seinen eigenen Krieg gegen die Briten führt, so muss man sich doch wundern, dass der Minister Sie nicht besser unterrichtet.«

»Ich lese Zeitung und weiß, dass Danty elf Flottenschiffe versenkt hat.«

»Zwölf.«

»Na schön, dann eben ein Dutzend. Doch was hat das mit uns zu tun?«

Der Senator von Massachusetts hörte dem Wortwechsel mit größerer Aufmerksamkeit zu, als seine lässige Haltung am Fenster vermuten ließ. Seine grauen Augen ruhten nachdenklich auf dem jungen Marineoffizier, dem eine heikle Aufgabe zugeordnet war. Die Ausführungen des Captains zu Beginn des Gesprächs hatten Howes Gefallen gefunden. Er hatte Strategien skizziert, wie ein Sieg gegen Großbritannien zu erringen wäre, falls es zum Krieg käme. Der junge Offizier hatte eine lakonische Art zu reden, die den anderen Herren nicht sonderlich zu behagen schien. Howe aber fand sich bestätigt, mit ihm die richtige Wahl getroffen zu haben. Gerade dieses an Überheblichkeit grenzende Selbstbewusstsein machte Tanner Frederick Cloud für ihre Zwecke so hervorragend geeignet.

Howe ließ die Asche seiner Zigarre achtlos auf den Teppich fallen und kehrte zu seinem Platz zurück. Nun galt es herauszufinden, was der Offizier über Alex Danty wusste, dem Freibeuter, auf den die Pläne der Herren sich konzentrierten.

»Welche Ziele verfolgt Danty?«, fragte er beiläufig. »Er ist nicht mal Amerikaner, wie?« Howe blickte den Captain forschend an, der sich indes zu keiner Antwort bequeme.

Granger, der Sprecher der geschädigten Exportfirmen in Boston und ein Konkurrent der Schifffahrtlinie von Clouds Familie, meldete sich zu Wort. »Das weiß niemand. Vor anderthalb Jahren tauchte er plötzlich aus dem Nichts auf und macht seither den Briten zu schaffen. Er nimmt nie etwas anderes von den Schiffen außer Vorräte und Waffen. Den zum Dienst zwangsverpflichteten Seeleuten schenkt er die Freiheit – und zwar britischen wie auch amerikanischen Matrosen –, dann setzt er die restliche Mannschaft auf einer Insel ab und versenkt das Schiff.

Ich habe Berichte gelesen, wonach er sich jeden Einzelnen der Mannschaft vornimmt und ausfragt – als suchte er nach einem ganz bestimmten Mann. Und kein Mensch weiß, wie Danty aussieht. Es heißt, er trägt eine Maske, weil sein Gesicht von Narben entstellt ist. Die Seeleute, die er befreit, aber nicht in seine Mannschaft aufgenommen hat, sagen nichts Nachteiliges über ihn – sie bedauern nur, sich nicht bei ihm bedanken zu können.«

»Mir ist es völlig egal, wie er aussieht oder welchen Zweck er verfolgt«, entgegnete Davidson. »Das kümmert auch Madison nicht. Können Sie sich vorstellen, welche Hilfe Danty für uns wäre? Ein verlockender Gedanke, nicht wahr? Ein Freibeuter bringt der Royal Navy hohe Verluste bei, während wir kaum die nötigen Geldmittel und Truppenstärke aufbringen können, um eine Kriegserklärung zu unterstützen. Der Mann hat mit Sicherheit wertvolle Informationen über britische Schiffsbewegungen gesammelt. Wir könnten ihn gut gebrauchen.«

»Ob Danty wohl ein Franzose ist?«, fragte Howe. »Auch Frankreich hätte Grund, sich um Unterstützung an ihn zu wenden.«

»Franzose? Schon möglich«, meinte Davidson nachdenklich. »Möglicherweise hat er Verbindungen zu Lafitte.«

»Grundgütiger, Robert! Wie viele Mordbuben wollen Sie noch für uns gewinnen? Danty ist eine Sache, Jean Lafitte indes eine völlig andere! Seit Jahren macht er die Karibik unsicher und versenkt Handelsschiffe – und ich spreche von amerikanischen und britischen Schiffen.« Bennet zündete sich eine neue Zigarre an, zog heftig daran und paffte noch mehr Rauchwolken in die Luft.

»Ich bin anderer Meinung. Zugegeben, Lafitte macht keinen Unterschied, unter welcher Flagge die Schiffe segeln, die er plündert und versenkt. Aber New Orleans ist ein wertvoller Hafen, den alle Handelsschiffe mit Fracht von den Westindischen Inseln anlaufen. Unsere Marine könnte einen Mann wie Lafitte gut gebrauchen, dem aus Eigennutz daran gelegen ist, dass dieser Hafen offen bleibt, und der somit alles tut, um eine britische Blockade zu verhindern.«

Howe hob die Hand, um Farthingtons Antwort zuvorzukommen. »Es ist unnötig, weiter darüber zu diskutieren, Bennet. Noch dazu, da Sie Madisons Anweisungen in der Tasche haben. Wir haben den Auftrag, ein Treffen mit Danty zu arrangieren und uns seine Unterstützung zu sichern. Die Angelegenheit ist damit erledigt.«

»Nein, das ist sie nicht.« Die Stimme des jungen Offiziers klang brüchig von der Überwindung, die es ihn kostete, das Wort zu ergreifen, nachdem er so lange geschwiegen hatte. Aller Augen richteten sich auf ihn, und ein jeder der Herren schenkte ihm seine erstaunte, wenn auch keineswegs respektvolle Aufmerksamkeit.

Tanner Frederick Cloud musterte die gespannten Gesichter mit einem steifen Lächeln. Hatten sie tatsächlich einen Auftrag des Präsidenten, der ihn betraf? Sein Vorgesetzter hatte ihn zu diesem Treffen beordert und ihn angewiesen zu tun, was die Herren von ihm verlangten. Mittlerweile war ihm dieses Gespräch höchst unangenehm, obwohl er den Grund seines Unbehagens nicht zu nennen wusste.

Cloud hatte den Eindruck, der Senator, der Senator seines Bundesstaates, korrigierte er sich in Gedanken, habe den Verlauf des Gesprächs raffiniert an einen bestimmten Punkt gelenkt, um ihn zu einer Aussage zu zwingen. Mehr als einmal hatte er Howes abwägenden Blick auf sich ruhen gespürt und mit ihm seine stumme Aufforderung, über Alex Danty zu sprechen. Cloud fragte sich flüchtig, ob eine Weigerung sich nachteilig auf seine Karriere auswirken würde.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren war ihm 1809 das Kapitänspatent verliehen worden, nachdem er dem erzwungenen Dienst bei der Royal Navy entkommen war. Die Peitschenhiebe nach zwei misslungenen Fluchtversuchen hatten helle Narben hinterlassen, die sich kreuz und quer über seinen Rücken zogen. Seit drei Jahren kommandierte er nun sein eigenes Schiff mit einer guten Besatzung, doch die Angst, noch einmal in britische Dienste gepresst zu werden, hatte ihn nie verlassen. Seine häufigen Fahrten nach Europa erhöhten die Gefahr, er aber hatte mittlerweile den festen Entschluss gefasst, sich eher das Leben zu nehmen, als noch einmal unter dem Union Jack zu dienen.

Er senkte die Lider mit den dichten, langen Wimpern und verwehrte den Anwesenden den Blick in seine stechenden grünen Augen. Als er schließlich den Kopf hob und mit den Fingern durch das kupferfarbene Haar fuhr, war ihm klar, dass er die Herren nicht länger im Ungewissen lassen konnte.

Er schob den Sessel zurück und streckte die langen Beine von sich, bis er die Spitzen seiner hohen Schaftstiefel sehen konnte. Seine Hände umklammerten die geschnitzten Armlehnen; ohne hinzusehen, wusste er, dass seine Knöchel weiß schimmerten und er Schmerzen in den Unterarmen bekommen würde, so sehr verkrampfte er sich – wie immer, wenn er an Alex Danty dachte. Und nun wollten diese Regierungsvertreter von

ihm erfahren, was er wusste, seit er den Namen von Captain Danty vor achtzehn Monaten zum ersten Mal gehört hatte und jener das erste von zwölf britischen Schiffen versenkt hatte.

Seine Stimme zerschnitt die Stille – arrogant, kalt und selbstbewusst.

»Auf Dantys Hilfe können Sie nicht zählen, meine Herren, auch wenn der Präsident Sie mit diesem Auftrag betraut hat. Bennet, Sie können sich die Mühe sparen. Danty verfolgt einen einzigen Mann und wird nicht von diesem Ziel ablassen, bevor er gefunden ist.«

»Was macht Sie denn so sicher?« Davidson strich nachdenklich über seine kühn geschwungene Nase. »Ich kann nicht glauben, dass er ganze Schiffe versenkt, um einen einzigen Mann zu fassen. Vergeltung als alleiniges Motiv für eine solche Zerstörungswut? Es fällt mir sehr schwer, das zu glauben.«

»Dann wird es Ihnen noch schwerer fallen, das zu glauben, was ich Ihnen nun sage. Danty ist tatsächlich hinter diesem Mann her. Es ist ihr einziges Bestreben, ihr einziges Trachten, diesen Mann zur Strecke zu bringen. Und Sie wollen ihre Hilfe in Anspruch nehmen?«

Auf seine Worte folgte betroffenes Schweigen. Howe hüstelte, als ihm der dünne Rauchfaden seiner Zigarre, die er in den Aschenbecher gelegt hatte, in die Nase stieg. Mit einer jähen Bewegung drückte er sie aus und räusperte sich. »Wollen Sie damit sagen, dass Alex Danty eine ... eine ...« Er konnte nicht weiter sprechen. Sein Schock entlud sich in einem Lachanfall, in den die anderen Herren bereitwillig einstimmten.

Cloud hatte diese Reaktion erwartet und versuchte, Verständnis dafür aufzubringen. Schließlich hatten die Herren ihn erst vor wenigen Stunden kennengelernt und konnten nicht wissen, dass er nie eine Erklärung abgab, die nicht hieb- und stichfest war.

»Ich sage Ihnen, Alex Danty ist eine Frau«, bestätigte er gelassen. Die Wirkung seiner leise gesprochenen Worte war weit eindrucksvoller, als hätte er mit der Faust auf den polierten Mahagonitisch geschlagen. Das Lachen verstummte jäh.

Howe erholte sich als Erster. »Woher wollen Sie das wissen, Captain? Haben Sie Danty gesehen?«

Cloud sagte nichts. Sein Schweigen zog sich wie eine Ewigkeit hin. Er wollte den Herren ins Gesicht schleudern, sie sollen sich zum Teufel scheren, wenn sie ihm nicht glaubten. Er zweifelte längst nicht mehr an Alex, konnte sich aber an eine Zeit erinnern, als es auch ihm schwergefallen war, die Wahrheit zu akzeptieren. Durfte er von diesen Männern etwas anderes erwarten? Ehrlich gestanden, wollte er sich nicht an sie erinnern und schon gar nicht über sie reden. Alex Dantys Probleme waren ihre Angelegenheit, die sie auf ihre Weise lösen musste. Sie würde mit Abscheu reagieren, wenn sie je erführe, dass man in einer Männerrunde wie dieser über sie gelacht hatte.

Er seufzte. Sie würde es nie erfahren, und darüber war er froh. Er würde sie nie wieder sehen – es sei denn, sie legte es darauf an. Und sobald die Herren ihre Geschichte kannten, würden sie begreifen, warum sie keine Chance hatten, Alex als Verbündete zu gewinnen. Um es ihr zu ersparen, überhaupt mit diesem Ansinnen belästigt zu werden, begann er widerstrebend zu erzählen ...

TEIL EINS

KAPITEL 1

»Zum Teufel mit ihm! Er soll zur Hölle fahren!«

Obwohl nur geflüstert, lag eine eigentümliche Kraft in diesem Fluch. Geboren aus Hass und Angst, Einsamkeit und Zorn, waren die Empfindungen wie in einem kalten Panzer gefangen. »Ich lass mir nich verkaufen! Das darf er nich!« Zwei zierliche Hände krallten sich in die goldblonden Zöpfe und zogen wütend daran. Bernsteinfarbene Augen, viel zu groß in dem schmalen, ernsten Kindergesicht, richteten sich auf die Hände und zwangen die Finger, still zu halten. Alexis beruhigte sich äußerlich, doch ihr Verstand arbeitete fieberhaft. Die Vorfälle der letzten Stunden machten ihr klar, dass sie gehen musste, wenn sie den Demütigungen des Mannes, den sie seit dreizehn Jahren ihren Vater nannte, ein Ende machen wollte.

So lange sie denken konnte, war Alexis gezwungen, ihren entfernten Verwandten dankbar zu sein, die sie aufgenommen hatten und nach außen vorgaben, ihre uneheliche Geburt störe sie genauso wenig wie die Tatsache, dass ihre Mutter bei der Niederkunft gestorben sei. Doch diese Heuchelei hatte Alexis längst durchschaut, da in ihrem Beisein nicht mit abfälligen Bemerkungen und unverblühten Beschuldigungen über die schmachvollen Umstände ihrer Geburt gespart wurde. Charlie und Meg Johnson gaben ihr zwar Unterkunft und Essen, doch Alexis wusste genau, dass sie in dieser Familie dumpfer Neider und Versager nur geduldet war. Unter den vier Kindern hatte sie keinen Freund, und für Charlie und Meg empfand sie nichts als Verachtung.

Bis vor Kurzem hatten Charlies einfallslose Träume vom schnellen Geld Alexis nicht mit einbezogen, doch seit Neuestem beklagte sich Meg ständig über sie, ihre Pflichten zu vernachlässigen. »Sie tut vornehm und streunt nur rum«, jammerte Meg ihrem Charlie vor, weil sie Alexis die Zeit nicht gönnte, die sie im Park verbrachte, wo sie unauffällig hinter Sträuchern verborgen, die Gespräche der Damen belauschte. »Sie will genauso vornehm reden wie die feinen Leute, das will sie.« Um sie noch mehr anzuschwärzen, beschuldigte Meg sie, sich vor der Arbeit zu drücken und sich stattdessen am Fluss herumzutreiben, Schiffen nachzuschauen und in den Tag hinein zu träumen.

Charlie beschloss kurzerhand, wie es seine Art war, den ständigen Nörgeleien seiner Frau wegen Alexis' aufmüpfigem und undankbarem Wesen ein Ende zu setzen und sie zu verkaufen. Alexis wusste nur zu gut, was das bedeutete. Nun war sie in ihre Kammer verbannt und verfluchte Charlie und jeden Mistkerl, der hoffte, seine Blattern loszuwerden, indem er sich an einer Jungfrau verging.

Alexis schloss die Augen und presste die Handballen gegen die Lider, verstärkte den Druck auf die Augäpfel, bis alles schwarz wurde und dann farbige Funken aufsprühten und verlöschten, Lichtkreise erschienen und wieder entschwebten. Mit diesem Spiel eröffnete sich ihr eine farbenprächtige Welt, die ihr graues, elendes Dasein verschönte: eine Märchenwelt, die nur ihr gehörte. Niemand sonst konnte dieses bunte Feuerwerk sehen, das sie sich herbeizauberte. Sie nahm die Hände von den Lidern, öffnete die Augen und blinzelte mehrmals, um ihren Blick zu klären. Die Wirklichkeit bestand aus Rissen in der Zimmerdecke, abblättrender Farbe an den Wänden, blinden, von schmutzigen Rinnsalen durchzogenen Fensterscheiben. Plötzlich musste Alexis lachen. Diese Wirklichkeit würde

nur noch wenige Stunden andauern. Sie wusste lange schon, dass Überleben Flucht bedeutete.

Ihren Entschluss, London den Rücken zu kehren, hatte sie vor mehr als zwei Jahren gefasst und bereits damals ein festes Ziel vor Augen gehabt. Doch der Plan entwickelte sich langsam, denn er hing nur von einer Person ab: von Alexis. Sie hatte die Gefahren und das Mislingen ihrer Flucht in Erwägung gezogen und war inzwischen fest davon überzeugt, dass das, was sie erwartete, jedes Risiko wert war.

Auch für sie gab es einen Platz in Amerika. Die Matrosen, mit denen sie sich am Fluss angefreundet hatte, erzählten oft von dem Leben, das man dort führen könnte. Sie hatte stets gebannt zugehört und sich überlegt, wie sie die Möglichkeiten nutzen würde, die sich ihr dort böten. Es war ein junges Land, ein wildes Land. Und es gab einen Platz für sie. Sie schlang die Arme um sich, zufrieden zu wissen, was sie wollte und wie sie es erreichen würde.

Sie hatte es satt, verspottet zu werden für Dinge, die ihr etwas bedeuteten. Meg lachte sie aus, weil sie gern im Park spazierte, Charlie beschuldigte sie zu huren, wenn sie zum Hafen ging. Aber all das gehörte zu ihrem Plan. Im Park und am Hafen hatte sie viel gelernt, und nun würde sie Nutzen daraus ziehen.

Alexis stellte sich schlafend, als ihre Geschwister die Treppe heraufpolterten, und gab keinen Laut von sich, als sie neben ihr ins Bett krochen und sie unsanft von der Bettkante stießen. Sie achtete nicht auf ihr Kichern und Tuscheln, sondern wickelte sich in die Decke ein, an die sie sich beim Fallen geklammert hatte. Dann wartete sie, bis sie gleichmäßige Atemzüge hörte, bevor sie sich traute, sich zu bewegen. Lautlos huschte sie die Stiege hinunter, um nur ja niemanden zu wecken.

In der Küche kramte sie im Wäschekorb, bis sie fand, was sie suchte, und vertauschte ihr abgetragenes, geflicktes Hängekleid mit kurzen Hosen und einem Hemd ihres Bruders. Sie zog die besten Strümpfe an, die sie finden konnte. Die Sonntagsstiefel ihres Bruders vervollständigten ihre Verkleidung.

Die Strickmütze, ein Geschenk eines ihrer Freunde im Hafen, steckte sie in den Gürtel. Schließlich nahm sie ein scharfes Messer zur Hand, säbelte entschlossen an ihren Zöpfen herum, bis sie auf den Küchenboden fielen, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und schnipselte ein paar längere Strähnen ab, bis sie mit dem Ergebnis zufrieden war. Beim ersten Blick in die Scherbe über der Waschschüssel wich sie verblüfft zurück, schüttelte das kurze Haar und grinste ihr Spiegelbild an. Ihr neues Aussehen gefiel ihr. Alexis stülpte sich die Wollmütze über die Ohren, bis das widerspenstige Stoppelhaar fast ganz verborgen war. Dann steckte sie Brot und Käse in die Hosentaschen, schlich sich aus dem Haus und ging mit festen Schritten zum Fluss, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen.

Trotz der späten Stunde wimmelte es vor Menschen im Hafenviertel. Sie versteckte sich im dunklen Eingang eines Ladens und beobachtete aufmerksam das Treiben. Betrunkene torkelten auf dem Gehsteig, ohne einen Blick in ihre Richtung zu werfen. Arbeiter trugen Säcke und Kisten zum Kai, wo auch nachts Schiffe beladen wurden. In der Ferne läutete eine Schiffsglocke. Sie lehnte den Kopf gegen die Ladedür und schlief ein, in der beruhigenden Gewissheit, am Morgen ein Schiff zu finden, das nach Amerika auslief.

Irgendwie würde sie es schaffen, mitgenommen zu werden.

Alexis erwachte vom Knurren ihres Magens und dem Duft nach frisch gebackenem Brot. Eine Hand hielt ihr einen Kanten Weißbrot unter die Nase, doch bevor sie danach griff, vergewisserte sie sich argwöhnisch, wer ihr die Köstlichkeit anbot. Ein glattes, rundes Frauengesicht mit Fältchen um Augen und Mund lächelte auf sie herab. Alexis erwiderte das Lächeln.

»Lass es dir schmecken, Jungchen.« Als sie zauderte, drängte sie: »Nun nimm schon, ich habe es grade frisch gebacken. Komm in den Laden, dann gebe ich dir mehr.«

Alexis schüttelte den Kopf, dachte an das Brot und den Käse in ihrer Tasche. »Nee, kann nich.« Sie überlegte und fing von vorn an. »Nein, ich kann nicht. Ich habe kein Geld. Ich will kein Almosen.«

Die Frau lachte. »Wer redet von Almosen? Komm rein und frühstücke bei mir. Und wenn du satt bist, kehrt du den Gehsteig vor dem Laden.«

Alex nahm das angebotene Brot und folgte der Frau in den Laden. Der Mund wurde ihr wässrig und Neid stieg in ihr auf, dass es Menschen gab, die keine Ahnung hatten, was Hunger bedeutete.

»Suchst du Arbeit auf einem Frachtschiff?«, fragte die Frau, während Alexis aß.

»Genau. Ick will uff'n Schiff nach Amerika.«

»Für eine so weite Reise bist du aber noch ziemlich jung.«

»Sechzehn. Wenn ick mir den Magen vollgeschlagen ha', bin ick stark wie achtzehn.« Verdammt, es hieß ich, nicht ick, und habe, nicht ha', und nicht uff'n Schiff, sondern auf ein Schiff.

Die Frau musterte das Gesicht des Gassenjungen. Er war nicht das erste Kind, das zur See fahren wollte. Sie bezweifelte, dass viele Ausreißer ihr Ziel je erreichten. Skorbut und fauliges Trinkwasser rafften die meisten Kinder auf hoher See dahin. Sie überlegte, ob sie ihm das sagen sollte, ließ es aber bleiben; die Mühe konnte sie sich sparen. Der entschlossene Zug um den Mund und die ernsthaften, braunen Augen in dem abgehärmten Kindergesicht sagten ihr, dass der Kleine sich nicht beirren ließe. So einer hatte bereits zu viel Schreckliches erlebt.

Seufzend über die Ungerechtigkeit in der Welt, machte die Bäckerin ein Essensbündel zurecht und drückte es Alexis in die Hand, als diese fertig gegessen hatte. »Wenn du den Gehsteig gefegt hast, ziehst du los. Ich weiß zufällig, dass ein Thorton-Frachter noch heute nach Charleston ausläuft. Das ist in den Vereinigten Staaten.«

»Das weiß ich«, antwortete Alexis.

»Ja, das weißt du natürlich«, versetzte sie trocken. »Vielleicht hast du Glück. Aber erzähle dem Maat nicht, dass du sechzehn bist. Versuche es mit fünfzehn, und wenn er ein Auge zudrückt, nimmt er dich vielleicht mit.«

Alexis lächelte und bedankte sich höflich. Und während sie den Gehsteig fegte, dachte sie, dass sie den Alterstest zwar nicht gerade erfolgreich bestanden hatte, aber als Junge war sie gut durchgekommen. Bisher verlief ihr Plan ziemlich glatt.

Die Constellation war nicht schwer zu finden. Alexis kannte die Flagge der Thorton-Linie wie auch die Art der Takelage. Die Constellation war ein Frachter neuerer Bauart,

der noch nicht viele Ozeanüberquerungen hinter sich hatte. Der Schiffsrumpf war nicht mit Muscheln überkrustet und die rote und weiße Farbe noch nicht vom Salzwasser ausgelaugt und abgeblättert. Alexis beobachtete eine Weile aus sicherer Entfernung, wie die Arbeiter das Schiff beluden, ehe sie sich näherte.

Sie fasste Mut und fragte einen Arbeiter, ob sie mit dem Kapitän sprechen könne. Er wies mit dem Arm in eine Richtung.

Als sie sich ein paar Schritte entfernt hatte, rief er ihr nach: »Suchst du Arbeit?« Alexis nickte. »Dann ist der Captain der Falsche. Siehst du den Mann da oben?« Er deutete auf einen Bären von einem Mann, der an der Reling stand, die Verladearbeiten beaufsichtigte und mit lauter Stimme Anweisungen gab. »Er heuert die Leute an. Pauley Andrews. Vielleicht hat er was für dich.«

Alexis murmelte ein Dankeschön, kletterte das Fallreep hinauf und versuchte, nicht weiter auf das dumpfe Gefühl in ihrer Magengrube zu achten. Sie wartete, bis der Mann eine Pause machte, bevor sie sich an ihn heranwagte.

»Sir«, sagte sie leise. Er drehte sich nicht um. Dann versuchte sie es lauter: »Sir, ich suche Arbeit.«

Alexis schaffte es, breitbeinig stehen zu bleiben, als der Mann plötzlich herumfuhr. »Arbeit suchst du? Und wie kommst du darauf, ich hätte Arbeit für einen Knirps wie dich?« Er beäugte das mickrige Bürschchen. Sie wurden immer jünger. Wenn er eine Spur Mitgefühl im Herzen hätte, würde er diese Jammergestalt wegschicken. Pauley zuckte die Achseln. Aber er brauchte einen Schiffsjungen für den Captain, und es blieb wohl keine Zeit, einen Passenderen zu suchen. »Wie alt bist du?«

»Fünfzehn«, antwortete Alexis tapfer.

»Eher vierzehn. Du bist noch nicht mal im Stimmbruch.«

»Aber bald.« Sie krächzte geübt, wie sie es bei ihren Brüdern gehört hatte.

Pauley stemmte die Fäuste in die Hüften und lachte tief und rau. »Jedenfalls scheinst du ziemlich entschlossen zu sein. Meinetwegen kannst du bleiben. Aber verfluche mich später nicht, weil ich dich genommen habe. Du wirst bald feststellen, dass die Seefahrt kein Honiglecken ist.«

Alex schaute verwirrt zu dem Riesen auf. Schließlich sagte sie: »Warum soll ich Sie verfluchen? Es ist meine eigene Entscheidung.«

Pauley lachte lauter. »Du triffst also mit vierzehn eigene Entscheidungen. Hoffentlich bist du auch bereit, die Folgen deiner Entscheidungen zu tragen.« Er hörte auf zu lachen, als der Junge weiterhin ungerührt zu ihm aufschaute. Bei Gott, der Kleine meinte es ernst. Er schauderte bei dem Gedanken, seine eigenen Söhne könnten ähnliche Schritte wagen. Und seine Buben waren älter und stärker als dieser Zwerg, der allerdings genau zu wissen schien, was er wollte; Pauley Andrews indes wollte dieser grimmigen Entschlossenheit, die er in dem Kindergesicht las, nicht im Wege stehen. Er fühlte sich beinahe unbehaglich unter dem unverwandten Blick des Kindes. Um das Schweigen zu brechen, sprach er.

»Wie heißt du, Kleiner?«

»Alex.«

»Ist das alles? Nur Alex?«

Alexis überlegte krampfhaft. Sie wollte auf keinen Fall den Namen der Leute verraten, die sich als ihre Familie ausgegeben hatten, aber sie hatte keinen anderen Namen. Unstet flog ihr Blick über den Kai und blieb an dem Schild über der Bäckerei haften. Wieso nicht? Sie hatte die erste Nacht ihres neuen Lebens auf der Schwelle unter dem Ladenschild verbracht, und die Frau hatte sie weit freundlicher behandelt als die Leute, bei denen sie gelebt hatte. Angestrengt buchstabierte sie in Gedanken den Namen auf dem Schild; Lesen war nicht gerade ihre Stärke.

»Danty«, sagte sie dann. »Ich heiße Alex Danty.«

Pauley hatte beobachtet, wie der Blick des Jungen über den Kai gehuscht war, und sah, wo er haften blieb. Er verkniff sich ein Lächeln, als er seinen Namen nannte. Auf dem Schild stand PANTRY. Wenn er also Danty heißen wollte, sollte es so sein.

»Na gut, Alex Danty. Komm, ich zeige dir deine Unterkunft. Dann musst du unterschreiben, dass du freiwillig anheuerst.«

Er brachte Alexis in einen winzigen Verschlag in der Nähe der Kajüte des Kapitäns. »Du schläfst hier allein, weil der Captain dich auch nachts braucht. Wenn er nach dir klingelt, musst du gleich losflitzen und ihn fragen, was er braucht. Ich kümmere mich darum, dass du was zum Anziehen bekommst. Die Sachen des früheren Schiffsjungen müssten noch in einer Kiste liegen.« Er machte eine Pause. »Er ist gestorben, weißt du. Er war nicht kräftig genug. Stört dich das?«

»Warum? Ick bin kräftig.«

»Wir werden ja sehen.« Pauley zuckte die Achseln, führte Alexis zur Kajüte des Kapitäns und ließ sie unterschreiben. Sie schaffte es, ihren Vornamen einigermaßen flüssig zu schreiben, aber bei Danty haperte es, und es dauerte eine Weile, bis sie die Buchstaben hingemalt hatte. Pauley studierte die Unterschrift und schwieg. Er ahnte, wie stolz der Kleine auf seine Leistung war, und wollte ihn nicht blamieren. Pauley nahm sich vor, dem Bürschchen Lesen und Schreiben beizubringen. Er fing an, den Jungen gernzuhaben, und hoffte, der Zwerg würde die Launen des Captains besser überstehen als sein Vorgänger.

»Noch etwas«, sagte Pauley, faltete das Blatt und steckte es ein. »Komm bloß nicht auf den Gedanken abzuhausen, wenn wir in Charleston vor Anker gehen. Du hast für die ganze Dauer angeheuert, also auch für die Rückfahrt nach London.«

Alexis erschrak, da der Riese ihren Plan durchschaute, fing sich aber schnell wieder. »Geht klar.«

»Wir werden sehen«, brummte Pauley.

In den kommenden Wochen sollte Alexis dieses ›Wir werden sehen‹ noch häufig zu hören bekommen. Pauley neckte sie damit, wann immer sie behauptete, etwas zu wissen. Aber sie bemerkte auch, dass er sich über ihre Antworten freute. Sie irrte sich nicht oft.

Anfangs war Captain Whitehead wütend auf Pauley, Alex angeheuert zu haben. Als der letzte Schiffsjunge auf hoher See bestattet worden war, hatte er ausdrücklich einen älteren und kräftigeren Burschen verlangt. Es stellte sich freilich heraus, dass Pauley mit dem Kleinen, der einen unermüdlichen Diensteifer an den Tag legte, eine kluge Wahl getroffen hatte.

Alexis fragte sich oft, wie Pauley es aufnehmen würde, wenn er herausfände, dass sie ein Mädchen war. Sie war stolz, dass es ihr gelang, ihr Geheimnis zu hüten. Es war natürlich von Vorteil, eine eigene Kammer zu haben und nicht mit den anderen Matrosen an Deck in einer Hängematte schlafen zu müssen. Jede Nacht verriegelte sie die Tür, wie Pauley ihr geraten hatte, und hielt sich von den Männern fern, die sie ›hübsches Kerlchen‹ nannten, da sie ahnte, welche Gefahr sie für sie darstellten.

Oft dachte sie, dass es Pauley war, den sie bei sich haben wollte, falls es ihr schlecht ginge. Seine schroffe Art legte sich, sobald sie ihn ein wenig besser kannte, und auch seine Bärenstatur erschien ihr bald nicht mehr so bedrohlich. Ihrer Schätzung nach war er fast zwei Meter groß, doch er bewegte sich trotz seiner Körperfülle so geschmeidig wie ein Raubtier. Sein Haar war voll und schwarz und der dunkle Bart von vereinzelt grauen Fäden durchzogen. Das Leben auf See hatte sein Gesicht braun gegerbt. Er wirkte sehr jung, wenn er lächelte und Alexis mit versonnenem Gesichtsausdruck Geschichten von seinem Heim und seiner Familie in Nordengland erzählte. Sie war glücklich, dass er sich mit ihr angefreundet hatte. Die anderen Männer brachten Pauley großen Respekt entgegen, und diejenigen, die sie oft ›hübsches Kerlchen‹ nannten, hielten sich wohlweislich von ihr fern, um sich nicht mit ihrem hünenhaften Beschützer anzulegen. Pauley hatte sie sozusagen als Ersatzsohn unter seine Fittiche genommen, und darauf war Alexis mächtig stolz.

Unter Pauleys Anleitung lernte sie mit einer Pistole umzugehen und ein Schwert zu führen, so gut sie es mit ihren dünnen Armen und kleinen Händen vermochte. Sie stellte zufrieden fest, dass ihre Muskeln kräftiger wurden; es gab ihr ein gutes Gefühl, stark und gesund zu sein. Das Essen an Bord bestand vorwiegend aus gepökeltem Schweine- oder Rindfleisch und Zwieback; es war zwar eintönig, aber nie stand Alexis hungrig vom Tisch auf oder wachte nachts mit knurrendem Magen auf. Beim Klettern in die Takelage stellte sie sich ausgesprochen geschickt an, und bald erreichte sie den Ausguck vor allen anderen. Sie nannte ihn ihr Krähennest, wie das auf Schiffen üblich war, und erkor ihn zu ihrem Lieblingsplatz. Weit über den Köpfen der Seeleute, die sie ›hübsches Kerlchen‹ nannten, weit weg vom Gebrüll des Kapitäns und hoch über dem rollenden Deck fand sie einen Zufluchtsort, wo niemand ihr etwas anhaben konnte.

Eines Tages, als sie wieder oben in ihrem Krähennest hockte, geriet die Constellation in ein Unwetter – und sie bekam ihre Monatsblutung. Sie wusste nicht, was schlimmer war, der Sturm oder das Blut. Zunächst dachte sie, sie habe sich irgendwo verletzt, als sie den Blutfleck an ihrer Hose entdeckte. In ihrer Panik, so schnell wie möglich aus dem Nest zu klettern und in die Sicherheit ihrer Kammer zu flüchten, rutschte sie an den nassen Tauen aus, verlor den Halt und konnte sich gerade noch am Mast festklammern.

Pauley sah, wie Alexis in der Takelage kämpfte, lief herbei und baute sich unter ihr auf, um sie aufzufangen, falls sie stürzte. Alexis griff nach einem losen Tau und rutschte mit halsbrecherischer Geschwindigkeit nach unten aufs schwankende Deck. Pauley fing sie auf und musterte sie finster, als er ihre wundgescheuerten Handflächen sah.

»Du sollst klettern, nicht runterrutschen!«, brüllte er gegen den tosenden Sturm an.
»Marsch in deine Kammer! Mit diesen Händen kannst du nicht arbeiten.«

Alexis lächelte schuldbewusst und versuchte die Krämpfe in ihrem Bauch nicht weiter

zu beachten. Pauley fuhr sie nur an, weil er besorgt um sie war, dachte sie seltsam getröstet und machte sich auf den Weg, gegen die salzige Gischt und den Wind ankämpfend, der ihr die Beine wegzuziehen drohte. Als sie Pauleys groben Griff am Arm spürte, entfuhr ihr ein Schreckenslaut.

Sie schaute verdutzt zu ihm auf und konnte sich den Grund seines plötzlichen Zorns nicht denken. Sie versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, er aber packte sie nur noch fester, schleifte sie zu ihrer Kammer und stieß sie grob hinein. Alexis klammerte sich an der Koje fest, um nicht an der Wand zu landen.

»Was'n los, Pauley?«, schrie sie.

»Sag mir lieber, was mit dir los ist, Missy! Ich hab jetzt keine Zeit für dich, ich werde an Deck gebraucht. Wasch dich und wage dich bloß nicht nach oben! Ich sage, dass du dich verletzt hast. Und denk dir ein paar gute Antworten aus, bis ich wieder komme.« Seine blauen Augen funkelten gefährlich, und Alexis senkte schuldbewusst den Blick auf ihre blutbefleckte Hose. Er hatte sie entlarvt.

Alexis riss das Laken in Streifen und versuchte sich so gut es ging zu schützen. Eine Frau zu werden gehörte nicht zu ihrem Plan, und sie wusste nicht, worauf sie wütender war – auf ihren Körper, der sich als Verräter erwiesen hatte, oder auf ihren Verstand, der nicht mit dieser Möglichkeit gerechnet hatte.

Pauley kam erst wieder, als der Sturm sich gelegt hatte. Bis auf die Haut durchnässt, schloss er hastig die Tür zu ihrer Kammer und schob den Riegel vor. Alexis sah seinen Zorn, der immer noch in ihm kochte, wich aber nicht zurück und duckte sich nicht, als er ihr die Mütze vom Kopf riss. Sie zuckte auch nicht zusammen, als er sie grob am Kinn fasste und ihr Gesicht genau studierte.

Schließlich nahm er die Hand weg und schüttelte bedächtig den Kopf. »Verfluchter, gottverdammter Mist.« Er schwieg lange, als überlegte er, was er sagen sollte. »Wie lange hast du geglaubt, damit durchzukommen?«, fragte er gedehnt.

»Bis Charleston.«

»Hast du mit deiner Monatsblutung gerechnet?«

»Nein.«

»Hast du keine Angst davor, was jetzt mit dir passiert?«

»Nein.«

Pauley seufzte. »Gottverdammter Mist«, wiederholte er. Er hatte vorgehabt, ihr den Hintern zu versohlen. Schlimm genug, dass er ein Kind angeheuert hatte, aber dass dieses Kind sich als Mädchen entpuppte, war selbst für ihn zu viel. Sie konnte sich nicht mehr lange verstecken und bei dem Gedanken, was passieren würde, wenn die anderen erfuhren, dass sie ein Mädchen war, sträubten sich ihm die Nackenhaare. »Was soll ich bloß mit dir tun?«

»Wieso fragst du dich das? Ich sitz doch in der Tinte.«

»Das kannst du laut sagen, Alex. Verdammter Mist! Wie heißt du wirklich?«

»Alexis. Mein Nachname ist Danty.«

Pauley unterdrückte ein Schmunzeln und dachte an das Schild über der Bäckerei. »Und wie alt bist du wirklich?«

Sie wollte wieder lügen, besann sich aber eines Besseren. »Dreizehn.«

»Verdammter Mist.«

Es dauerte eine Stunde, bevor er ihr die ganze Geschichte aus der Nase gezogen hatte. Als sie geendet hatte, glaubte er immer noch, dass sie ihm einiges verschwiegen hatte, drängte aber nicht weiter in sie. Widerstrebend gestand er sich seine Hochachtung vor dem Mut des kleinen Mädchens ein. Sie erwartete kein Mitleid von ihm.

»Ich kann dich nicht nach Charleston bringen«, sagte er nach langem Schweigen. Zum ersten Mal, seit er sie kannte, glaubte er einen Anflug von Angst in ihren bernsteinfarbenen Augen zu entdecken. Er las ihre Gedanken und fuhr fort: »Du musst auch nicht nach London zurück. Dieser Sturm ist vielleicht das größte Glück, das dir je widerfahren ist, Alex. Wir sind vom Kurs abgekommen, und der Captain will als Erstes ein paar Häfen in der Karibik anlaufen, um einen Teil der Fracht zu löschen. Dort setzen wir dich an Land.«

»Wieso kann ich nicht bis nach Charleston mit?«, fragte sie eigensinnig.

»Weil es noch mindestens drei Wochen dauert, bis wir in Charleston einlaufen. So lange kannst du wahrscheinlich nicht als Junge durchgehen. Die Männer, die dich ›hübsches Kerlchen‹ nennen, werden dir vorkommen wie Engel im Vergleich zu denen, die herausfinden, dass du ein Mädchen bist. Ich kann dich nicht Tag und Nacht bewachen. Es ist sicherer, wenn du auf einer Insel von Bord gehst.«

Alexis' Brauen zogen sich zusammen, sodass sich eine steile Falte auf ihrer Kinderstirn bildete. »Das will ich nicht, Pauley. So hab ich mir das nicht vorgestellt. Was soll ich auf 'ner Insel?«

»Ach Alex«, lachte er. »Ich setze dich doch nicht auf einer einsamen Insel aus und überlasse dich deinem Schicksal. Ich habe Freunde in Roadtown auf Tortola. Erinnerst du dich nicht? Ich habe dir schon von George und Francine erzählt, oder? Die Quinton-Linie.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Warum machst du ein so finsternes Gesicht? Das sind brave Leute, und sie werden dich aufnehmen, das weiß ich.«

»So wie Charlie und Meg«, brummte sie bitter.

»Nein, verdammt! Nicht wie Charlie und Meg! Traust du mir so etwas zu? Zu solchen Leuten würde ich dich niemals bringen. George und Francine haben keine Kinder – und sie sind reich, Alex.«

»Das ist mir piepegal. Ich war nicht unglücklich, weil ich arm war.«

»Das weiß ich. Du warst unglücklich, weil du schlecht behandelt wurdest. Aber bei den Quintons wirst du es gut haben. Bei ihnen gehst du zur Schule und lernst etwas, und wenn du später immer noch nach Amerika willst, werden sie dir gewiss auch das ermöglichen.«

»Warum sollen die mich aufnehmen? Die haben doch alles, was sie sich wünschen.«

Pauley zog erstaunt eine dunkle Braue hoch. »Du fragst so etwas? Ich dachte eigentlich, du kennst dich etwas besser.«

Alexis versuchte, den Sinn seiner Worte zu verstehen. Bisher hatte kein Mensch je den Wunsch gehabt, sich mit ihr anzufreunden, was sie nicht weiter gestört hatte. Pauley war eine Ausnahme. Könnte es sein, dass die Quintons ihm ähnlich waren?

»Mir bleibt wohl nix anderes übrig, wie?«, fragte sie leise.

»Diesmal nicht, Alex. Glaube mir. Diese Entscheidung musst du mir überlassen. Ich übernehme die Verantwortung.« Er lachte und nahm ihre Hand, als sie ihn argwöhnisch beäugte.

Als die Constellation in den Hafen von Charlotte Amalie auf St. Thomas einlief, hatte Alexis sich mit Pauleys Entscheidung abgefunden. In den letzten drei Tagen hatte Alexis alles über George und Francine Quinton erfahren, was sie wissen wollte. Pauley erzählte ihr, wie George mit seiner jungen französischen Frau England vor zwanzig Jahren verlassen hatte, fest entschlossen, mit einer Zuckerplantage und Viehzucht auf Tortola reich zu werden. Er hatte aber sehr bald erkannt, dass er weitaus mehr Geld verdienen könnte, wenn er Warentransporte für andere Siedler übernehme, und so hatte er sein eigenes Schifffahrtsunternehmen gegründet. Nach einigen Rückschlägen war ihm endlich Erfolg beschieden gewesen. Alexis hatte zu Hause bereits Schiffe der Quinton-Linie in den Hafen einlaufen sehen, die Zucker geladen hatten. Die Schiffsrümpfe waren dunkelblau lackiert und mit roten Streifen abgesetzt, die von den Öffnungen der Kanonenpforten unterbrochen wurden. Alexis hing förmlich an Pauleys Lippen und lauschte gebannt seinen Berichten über die Quintons. Bald legte sich ihr Argwohn ein wenig.

Als die Constellation schließlich in der Bucht von Tortola vor Anker ging, war Pauley der Meinung, Alexis' schlimmste Befürchtungen hätten sich gelegt. Doch als es Zeit war, von Bord zu gehen, fand er sie allein in ihrer Kammer, den Tränen gefährlich nahe, und er wusste, dass sie ihm ihre geheimsten Ängste verschwiegen hatte.

»Ich dachte, du vertraust mir«, sagte er und setzte sich neben sie auf die Koje. Er bemerkte, dass sie zitterte, als sie versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten. »Worüber bist du denn so traurig?«

»Ich bin nicht traurig«, widersprach sie trotzig mit tränenerstickter Stimme.

Pauley lächelte. »Lügnerin.«

Alexis errötete. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, schlang sie die Arme um Pauleys Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust. »Ich bin dir so dankbar, Pauley. Echt. Ich weiß, du tust das, weil du denkst, es ist das Beste für mich.«

»Aber?« Er löste ihre Arme von seinem Hals, hob sanft ihr Kinn an und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. »Ich weiß, da gibt es ein Aber. Wovor hast du Angst? Warum zitterst du?«

Sie holte tief Luft, und dann sprudelten die Worte aus ihr heraus. »Was ist, wenn ich sie gernhab und sie wollen mich dann doch nich? Dann bin ich traurig, Pauley, so wie jetzt. Ich bin traurig, weil ich dich verlassen muss. Ich will zu niemand gehören. Und ich will niemand zur Last fallen.« Sie schniefte. »Ich will meinen Weg allein machen. Ich will nach Amerika.«

Pauley zog Alexis wieder in die Arme und drückte sie an sich. »Du wirst niemand zur Last fallen, Alex, und du wirst deinen eigenen Weg gehen. Das gefällt mir so gut an dir.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Niemand, der dich gernhat, wird dich je aufhalten. Aber wenn man jemand gernhat, muss man manchmal leiden. Ich habe nicht geglaubt, dass dir das so große Angst macht.« Pauley wusste, Alexis würde das nicht auf sich sitzen lassen. Sie gab keine

Antwort, ließ ihren Tränen freien Lauf und weinte in sein Hemd.

Kaum eine Stunde später lag das Gespräch hinter ihnen und sollte nie wieder erwähnt werden. Pauley und Alexis verließen das Schiff, während ein Teil der Fracht gelöscht wurde. Er nahm sie fest bei der Hand und ging mit weit ausholenden Schritten durch das Menschengewimmel der Straßen von Roadtown. Hinter ihnen in der Bucht fuhr eine kleine Flotte Fischerboote aufs offene Meer hinaus. Auf dem Weg durch die kleine Hafenstadt gab es an jeder Ecke etwas Neues für Alexis zu entdecken. Pauley lachte über ihr kindliches Staunen, als sie den ersten dunkelhäutigen Inselbewohner sah. Sie war fasziniert von der üppigen Vegetation, wollte immer wieder stehen bleiben und an einer exotischen Blüte riechen. Er zeigte ihr die terrassenförmig angelegten Zuckerrohrfelder, die sich die Hügel hinaufzogen. Sie zwang ihn, stehen zu bleiben, um zuzuschauen, wie das Zuckerrohr auf Maultiere geladen wurde, die es zur Mühle brachten. Pauley freute sich über ihre andächtige Begeisterung, mit der sie die neue Welt in sich aufnahm, und antwortete gern auf ihre eifrigen Fragen. An Bord des Schiffes hatte sie so verschlossen und ernsthaft gewirkt, und plötzlich verwandelte sie sich in ein Kind – beinahe so unbeschwert wie die Kinder, die am Strand spielten.

Er lächelte, als sie sich einen rosafarbenen Blütenzweig hinters Ohr stecken wollte, der in ihrem kurzen Haarschopf keinen Halt fand.

»Wenn ich dich wiedersehe«, meinte Pauley, »erwarte ich, dass dir dein Haar bis weit über den Rücken reicht. Untersteh dich bloß nicht, es noch mal abzuschneiden, sonst verschle ich dir den Hintern.«

Alexis lachte über seine Drohung, dann wurde sie plötzlich ernst und drückte seine Hand fester. »Es dauert ein paar Jahre, bis meine Haare so lang sind. Heißt das, ich sehe dich erst dann wieder?« Ihre Stimme klang belegt, aber sie nahm sich zusammen. Sie wollte nicht schon wieder vor Pauley weinen.

»Wer weiß, wann es mich wieder auf diese Insel verschlägt?«, meinte er, um seine Rührung zu verbergen. Er nahm ihr den duftenden Blütenzweig aus der Hand und drehte ihn spielerisch zwischen den Fingern. »Aber wenn ich wiederkomme, wartest du hoffentlich auf mich.«

»Erzählst du deiner Familie von mir, Pauley? Vielleicht heiratet mich einer deiner Söhne. Und dann wärst du mein richtiger Vater.«

Pauley hätte nichts lieber getan, als sie mit nach Hause zu nehmen, wo sie von seiner Frau, seinen Söhnen und Töchtern herzlich aufgenommen worden wäre, verdrängte den Gedanken aber sogleich wieder. Bei George und Francine würde sie es gut haben. »Du würdest meinen Jungs mit deinen durchdringenden Augen einen Schrecken einjagen, Alex. Ich halte deinen Blick nur aus, weil ich so groß bin. Wenn du jemand lange genug anstarrst, kommt er sich ganz winzig vor.«

»Du aber nicht, Pauley. Du nicht. Das ist ein Grund, warum ich dich so gern habe. Du kneifst nie. Meine Geschwister sind immer weggelaufen, wenn ich ihre Hänseleien nicht mehr ausgehalten und sie wütend angestarrt habe. Und manchmal, wenn Charlie mich verprügeln wollte, habe ich ihn so lange angestarrt, bis er die Hände von mir gelassen hat. Mann, das hat er gehasst. Und ich habe es gehasst, wenn er weggeschaut hat. Pauley, warumschauen die Leute immer weg?«

Pauley antwortete nicht. Er kannte den Grund, warum andere ihren Blick mieden. Sie aber ahnte nicht, dass die Menschen in ihren Augen ihre Wünsche und Erwartungen lasen und sich abwandten, weil sie ihren Anforderungen nicht genügen konnten.

Alexis hielt Pauleys Hand noch fester, als seine Schritte langsamer wurden. Sie hob den Kopf und folgte seinem Blick, bis sie hoch oben auf einer Felsklippe über dem Meer ein Haus entdeckte. »Dort soll ich wohnen?«, fragte sie und ihr Herz begann wild zu klopfen.

»Ja, das ist dein neues Heim«, antwortete er ohne zu zögern. George und Francine würden das Geschenk nicht ablehnen, das er ihnen brachte.

Alexis stockte der Atem, sie konnte den Blick nicht von dem Haus wenden. So etwas hätte sie nie im Leben erwartet. Sie blinzelte, kniff die Augen zusammen und kniff sie noch einmal zusammen, doch wann immer sie sie öffnete, sah sie das gleiche Bild. Das große Haus mit hohen weißen Säulen und dem roten Schindeldach war immer noch da, umgeben von grünen Bäumen, so grün, dass Alexis sich fragte, wieso die Bäume in London auch als grün bezeichnet wurden. Die Sonne ließ die Blätter wie Smaragde aufleuchten, und die Blütenpracht der Sträucher war noch üppiger als in den Gärten der Siedlung am Hafen. Ein rankender Busch voller riesiger Blüten in leuchtendem Orange und Rot faszinierte sie, und auch die gelb blühende Tollkirsche entging ihrer Aufmerksamkeit nicht, die aussah wie ein gelbes Windrad auf zartem, biegsamem Stängel. Das waren genau die Farben des Funken sprühenden Feuerwerks, die sie sah, wenn sie ihre Handflächen gegen die Augäpfel presste. Hier gab es keine Grautöne. Noch nie hatte sie eine solche Farbenpracht, eine so üppige Vegetation gesehen. Die Natur strahlte wie frisch gewaschen in herrlich bunten Farben. Das Einzige, was an diesem Bild störte, war ihre schäbige, schmutzige Erscheinung. Sie blieb unvermittelt stehen, wusste nicht, ob sie weitergehen wollte. Pauley wartete geduldig, ahnte den Grund ihres Zauderns. Dann hörte er sie seufzen, bemerkte den entschlossenen Zug um ihren Mund und zog sie eilig den Hügel hinauf, bevor sie es sich anders überlegte.

Alexis zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, energisch und entschlossen, als kletterte sie in die Takelage der Constellation. Sie wusste: Oben auf der Hügelkuppe würde sie sich geborgen fühlen wie in ihrem Krähenest.

Dort konnte ihr niemand etwas antun.